

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 4 (1936-1937)
Heft: 3

Rubrik: Kleine Rundschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 31.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

KLEINE RUNDSCHAU

Nietzsche

Unter dem Eindruck des Werkes von Prof. Karl Jaspers

von Carl Albrecht Bernoulli

Nietzsche gründlich studieren kann mit Treppensteigen in einem vielstöckigen Hause verglichen werden. Das Ziel ist, möglichst hoch oben anzulangen, dort, wo der Philosoph selber steht, in freier Luft, vor der weitesten Aussicht. Aber eine Ankunft dort oben durch eine Fahrt im Lift würde nichts helfen. Dort oben anzukommen, um Nietzsche zu verstehen, verlangt, dass man wirklich mitgeht, die Denkarbeit nachträglich mitzuleisten trachtet, die hier vorliegt.

Den Vorzug der unvergleichlichen, alle früheren Versuche einer Einführung — auch den meines verstorbenen französischen Freundes Charles Andler vom Collège de France — tief unter sich zurücklassenden Arbeitsleistung erblicke ich bei Jaspers Arbeit¹⁾ in seiner Fähigkeit, uns von vorneherein auf die Schwierigkeiten zu verpflichten, die ein mit Recht so zu nennendes Studium Nietzsches von uns erheischt. Keinen Stufentritt erlässt er uns, der hier zu tun ist, keine Abkürzung der schwerfälligen Kehren und Ränke, die hier emporführen, wird durch Fuss- und Schleichwege (oder Hintertürchen) erleichtert. Aber das Stockwerk als solches, um das man höher gekommen ist, wird wahrgenommen und respektiert. Wir gewahren Sitzgelegenheiten, wo wir ausruhen und „verschnaufen“ können von der geleisteten, unerlässlichen Anstrengung des Steigens, sodass wir von Mal zu Mal nicht nur wissen, in welcher Höhe wir bereits angelangt sind, sondern auch ob wir mit dem erreichten Punkt des unternommenen Anstiegs nicht genug haben, falls wir es vorziehen, auf den Gewinn des Gipfels und die dafür geforderten Opfer zu verzichten. Denn auch der Nietzschekenner kann bei diesem Buche nur die erst unserer Zeit bekannt gewordenen Gefahren einer Mont-Everest-Besteigung zum Vergleiche heranziehen, für das was seiner wartet, wenn er die Kraft aufbringt, Jaspers Buch in gewissenhafter Arbeit durchzulesen.

Ich halte mich hier vorerst an die Niederungen meines Aufstiegs mit und zu Nietzsche, sodass die nachfolgenden, an sich unproblematischen Einzeleindrücke niemanden durch Verstiegenheiten abschrecken werden.

¹⁾ Nietzsche. Einführung in das Verständnis seines Philosophierens. Von Karl Jaspers, Professor der Philosophie in Heidelberg. Verlag Walter de Gruyter & Co. Berlin und Leipzig 1936.

Nietzsches Leben

Was davon der allgemeinen Öffentlichkeit bekannt geworden ist, klingt nichts weniger als sensationell und bereitet kaum irgendwie auf die Mären von der „blonden Bestie“ oder den „tanzenden und von wilden Weibern zerrissenen Gott Dionysos“ vor, die uns in den Büchern dieses Philosophen an mehr als einer Stelle Furcht einflößen. Bis er sein Brotstudium ergreift, unterscheidet sich Nietzsche so gut wie gar nicht von einem gewöhnlichen Gymnasiallehrer, es sei denn durch Zeichen ungewöhnlicher Frühreife schon im altphilologischen Seminar zu Leipzig. Mehr als durch Lehrerfolge zieht Nietzsche die Augen der Öffentlichkeit durch seinen bemitleidenswerten Gesundheitszustand auf sich. Schon nach fünf Jahren Schulunterricht muss er an Amtsniederlegung denken und schon nach einem Jahrzehnt kommt es dazu. Zugleich ist auch die erste Halbzeit seiner öffentlichen Wirksamkeit mit den Siebziger Jahren verstrichen. Mit seinem Austritt aus dem Lehrberuf schrumpft auch sein bisher reichhaltiger Umgang mit interessanten, ja hochberühmten Zeitgenossen und Freunden jäh zusammen. Seine Beziehungen zur lebendigen Zeit, in der er steht, fristen sich nur noch aus den Büchern, die er mit seinen geschwächten Augen liest, und aus dem Verkehr mit Wirten und Mitkurgästen, die er ausserhalb der von ihm bewohnten Hotelzimmern antrifft. Diese Existenz eines bescheidenen Chambre-garnisten, die er mit 2500 Franken im Jahr zu bestreiten vermochte, führte er in seiner wichtigsten Schaffenszeit, als er im Jahre 1879 seine Anstellung an der Basler Universität aufgab, um dann ein weiteres Jahrzehnt später, zu Anfang des Jahres 1888 einer ausbrechenden Gehirnkrankheit zu erliegen.

Von da an schrieb er meistens in oberitalienischen oder südfranzösischen Städten oder zur Sommerszeit in Sils-Maria die Bücher, die seinen dauernden Ruhm begründeten. Dabei war er, auf eine ganz eigene Weise, ebenso sehr Künstler als gelehrter Denker. Nachdem er sich mit seinem philosophischen Lehrepos „Also sprach Zarathustra“ gewissermassen an einen Orgeltisch gesetzt hatte, um durch die meisterliche Beherrschung eines ihm allein unterstellten Monumentalinstrumentes philosophischer Mitteilung eine ganz neue Art von Zuhörerschaft an seinen Namen zu ketten, kehrte er in seinen letzten Büchern zu der früher von ihm geübten kritisch rationalistisch aphoristischen Darstellungsweise zurück, um schliesslich, kurz bevor er menschlich verstummen musste, seinen beiden ersten Schaffenszeiten (erst seiner „Kulturphilosophie“ von 1869—1879 und dann seiner Schaffensphilosophie von 1880—1887) eine ganz kurze Schlussperiode noch anzufügen, welche durch sein Hauptwerk „Der Wille zur Macht“ vertreten wird. Im unbeirrbareren Bewusstsein seiner von ihm vollbrachten denkerischen Lebensleistung versank er für seine letzte Lebensdauer dem unheilbaren Wahnsinn (1888—1900).

Noch bei seinen Lebzeiten, aber eben ohne dass er sich des aufsteigenden Ruhmes noch persönlich erfreuen durfte, durchwuchs sein Werk

den heute bereits vergangenen Viertel des zwanzigsten Jahrhunderts zur weltbeherrschenden Lebenslehre einer menschlichen Kultur, und wir ehemaligen Bekämpfer des Nietzsche-Archivs in Weimar stimmen jetzt gerne und in seither erworbener Ueberzeugung der gerechten Auffassung von Prof. Jaspers zu, dass, ohnerachtet einer gelegentlich allzu geschäftsmässigen Betriebsweise, die biographischen Absichten und Bemühungen der schwersterlichen Liebe um die Anerkennung der Bedeutung des Bruders alles in allem und hinterher als „grossartig“ zu bezeichnen sind. „Die Nähe des Blutes und die bis in den Beginn der Kindheit zurückgehende Erinnerung erwiesen sich nicht nur als unüberwindbar, sondern als kostbares, menschlich unersetzliches Gut“.

Nietzsches Wahrhaftigkeit

Mit dem menschlichen Charakterzuge der *Wahrhaftigkeit* wird das Element von Nietzsches philosophischer Grösse auf den sie tragenden Sockel gestellt. Nach unserem Empfinden hätte er seinem ganzen Werke die Losung voranschreiben dürfen: „*Cogito, quia sum verus*“. Hat er doch den Privatdruck des ersten Bandes von „*Menschliches Allzumenschliches*“ mit der Uebersetzung aus dem Lateinischen des René Descartes eingeleitet: „Genug, dass für meinen Teil mir nichts besser erschien, als wenn ich streng bei meinem Vorhaben verbliebe, das heisst wenn ich die ganze Frist des Lebens darauf verwendete, meine Vernunft auszubilden und den Spuren der Wahrheit, in der Art und Weise, welche ich mir vorgesetzt hatte, nachzugehen... Da wurde endlich meine Seele so voll von Freudigkeit, dass alle übrigen Dinge ihr nichts mehr antun konnten“. („*Statt einer Vorrede*“ Chemnitz zum 30. Mai 1878). Nietzsches Einzug in die Reihen der deutschen Philosophen entsprang seiner innersten Ueberzeugung, als wahrheitsliebender Mensch auf die Welt gekommen zu sein — daraus zog er für seine Berufswahl den Schluss seines bei Pindar entdeckten Losungswortes: „*Werde (berufsmässig), was du (deiner Geburt nach) bist*“ — (nämlich: wahrheitsliebend).

Aber wohin hat nun diese (von seinem Vater her ihm angeborene) Wahrheitsliebe in seiner philosophischen Entwicklung geführt? Zu nichts Geringerem als zu einer entwurzelnden Anzweiflung der Wahrheit als dem bisher angeblich unerschütterlichen Wesenselement jeder methodisch aufgebauten europäischen Philosophie. Für die Beschaffenheit von Nietzsches philosophischer Denkweise ist es bezeichnend, um nicht zu sagen verräterisch, dass er gar nicht so sehr es auf den Wahrheitsbegriff abgesehen hat, wie man es von einem erkennenden Denker erwarten sollte, als auf die Persönlichkeit des griechischen Verkündigers der Wahrheit, des athenischen Philosophievaters Sokrates. Nietzsche begann in seiner ersten Schrift mit einer äussersten Kritik des sokratischen Einflusses auf die nachfolgende Kultur des römischen Kaiserreichs und daran anschliessend des mittelalterlichen und neuen Europas; dennoch

hat er dann gegen das Ende seiner Basler Zeit doch wieder dem einst Hingerichteten alle Gerechtigkeit wiederfahren lassen. (Der Wanderer und sein Schatten 86): „Zu Sokrates, dem einfachsten und unvergänglichen Mittler-Weisen führen die Strassen der verschiedensten philosophischen Lebensweisen zurück, welche im Grunde die Lebensweisen der verschiedensten Temperamente sind, festgestellt durch Vernunft und Gewohnheit und allesamt mit ihrer Spitze hin nach der Freude am Leben und am eignen Selbst gerichtet; woraus man schliessen möchte, dass das Eigentümlichste an Sokrates das Anteilhaben an allen Temperamenten gewesen ist. — Vor dem Stifter des Christentums hat Sokrates die fröhliche Art des Ernstes und jene Weisheit voller Schelmestreiche voraus, welche den besten Seelenzustand des Menschen ausmacht. Ueberdies hatte er den grösseren Verstand“. Insofern ist Nietzsche beständig ein aufrichtiger Sokratiker und damit ein Virtuose der logischen Folgerung geblieben.

Immerhin lautete der siegreiche Gegensatz gegen Sokrates und den von diesem gegründeten Rationalismus Dionysos, was ja der Name des thrakischen Taumel- und Tänzergottes war. Nietzsche hat sich niemals der zu seiner Zeit aufkommenden Philosophengruppe des Vitalismus angeschlossen. Wieder wie beim Wahrheitsgedanken hat er die vorwiegend begriffliche Auseinandersetzung über den Lebensgedanken gescheut und vermieden, und ist dem Problem des Lebens nach der dichterisch-mythischen Seite hin ausgewichen, indem er das dionysische Wesen des Menschen hervorhob, um damit innerhalb der menschlichen Arbeitsleistung das Kennzeichen für die hinauftreibende und vorwärtsstossende Arbeit, die er unter dem Schaffen versteht, zu gewinnen.

Schliesslich führt aber die denkerische Untersuchung über Vernunft, Verstand, Wahrheit und was für Hauptbezeichnungen da noch in Frage stehen, vom Denken hinaus auf die Schwelle des Lebens d. h. auf das Verhalten der Menschen untereinander, — ein Verhalten, das immerschon unter der Bezeichnung der menschlichen Sitte zusammengefasst worden ist. Die Frage nach Wahrheit, Menschheit, Kultur schmilzt für Nietzsche zusammen nach der Gesamtfragestellung: Was hat vor dem Tribunal der Philosophie die Moral zu bedeuten? Gerade die Wahrheitsbehandlung hatte Nietzsche schon früh dazu geführt, die abstrakte Problematik irgendwie mit den Fragen der praktischen Lebensbeschaffenheit zu verbinden. Denken und Moralität berühren sich als philosophische Probleme über eine Kluft hinweg, darin das Abstrakte neben dem Sinnlich-Wahrnehmbaren lauert und beide irgendwie noch auf eine methodische Einordnung zueinander warten. Da hat denn Nietzsche früh vorgegriffen etwa durch die kurze Schrift, die 1873—1875 noch in die Zeit der Wagnerfreundschaft fällt und den Titel führt: „Ueber Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne“. Das war ein vorzeitiger Entwurf, der ein Hauptstück seiner philosophischen Bausteine vorwegnahm.

Will man nun um die Methoden wissen, mit denen Nietzsche als Denker seine aus ihm herausdrängende Wahrhaftigkeit zu gestalten bestrebt war, so stand ihm einmal das geschulte Ausdrucksvermögen der deutschen Sprache zur Verfügung, die er an den Dichtern und philosophischen Meistern sowie im Umgang mit einem bedeutenden Schriftsteller, wie es Richard Wagner eben doch auch war, zu meistern während seiner wichtigsten Jugendjahre sich befleissigte. Was aber die Gedankenstruktur des philosophischen Aufbaus anbelangt, so verfiel er noch in der Basler Zeit auf eine ganz einfache Manier, um es so zu sagen: wenn er von einem ihm vorliegenden Gedanken einen Schritt weiter wollte, so kehrte er ihn zunächst um und sah sich dessen Gegenteil an. Gerade an seiner Darstellung des Wahrheitsbegriffes zeigt sich seine Vorliebe, die in Form gebrachten Probleme umzudrehen und von hinten zu besehen, beinahe wie eine auf das laufende Band gezogene Methode. Da erscheint denn die Wahrheit als „Irrtum“, oder jedenfalls weist der Irrtum die Fähigkeit auf, die man in ideologischer Hochschätzung des sokratischen Vernunftgebrauchs eben der Wahrheit immer aufs neue zusprechen möchte: ein wirksames Instrument für die Lenkung der Volksmassen zu sein! Wie lassen sich mit dem Irrtum die Mengen gängeln — und wie versagt die Wahrheit, um den Standpunkt einer Masse — etwa eine mit dem allgemeinen Stimmrecht befragte Volksmehrheit, vom Fleck zu bringen!

Diese Enttäuschung, die der Philosoph an der Wahrheit erfährt, erstreckt sich auf alle menschliche Betätigungen, die nur solche von moralisierender Natur sein können und Nietzsche keinen andern Ausweg mehr lassen als den konsequenten Immoralismus als philosophisches Prinzip. Nur fragt es sich noch, wie dachte Nietzsche das für ihn ausfallende moralische Verhalten zu ersetzen?

Die grosse Politik

Unter dieser Aufschrift hat Nietzsche das Gesamtziel seines Philosophierens abschliessend zusammengefasst. Nachdem er zur Erkenntnis durchgedrungen war, dass die tätige Seite des menschlichen Lebens niemals von moralischen Beweggründen sich dürfe leiten lassen, erkannte er die politische Natur dieser Beweggründe. Damit stieg er aus den sechziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts, in die seine Jugend fiel, zentral empor in den nationalen Feuereifer der Gründung des deutschen Kaiserreichs durch Bismarck, sodass er unter seinen Zeitgenossen auch gleich einen Staatsmann von weltpolitischer Bedeutung vorfand, an dem er seine grosspolitischen Absichten, die er mit seinen zwanzig Jahren Philosophie ausbrütete, mit einem dazugehörigen weiten Massstab messen konnte. Wie gelangte aber dieser fleissige Mitarbeiter der Altertumswissenschaft dazu, mit seinem Lebenswerk in der Politik zu münden?

Alles in allem aus dem heraus, was er seinen Zustand zu nennen pflegte. Im Theologenblut seines Vaters durchströmte ihn der preussische

patriotische Hang zur Königstreue; am Königsgeburtstag war er auf den Hohenzollernnamen Friedrich getauft worden. Aber aus seiner Verwandtschaft wuchs er, im damals sich bildenden Parteilglauben des Nationalliberalismus auf, und in seinem einjährigen Militärjahr zeichnete er sich durch vorzügliche Eignung für die reitende Feldartillerie aus.

Der Gedankengang, der ihn als unabhängigen Denker ins politische Fahrwasser treiben wollte, scheint sich folgendermassen abgespielt zu haben. Die biographische Unterlage sind die siebziger Jahre seiner Basler Zeit, in der es für ihn grosse und kleine Politik reichlich an Selbsterlebtem zu verdauen gab. Der Eindruck vom Ausgang des deutsch-französischen Krieges, die Kaiserkrone sei zu Lasten der deutschen Kultur zu teuer bezahlt, dann der Eindruck vom Durchbruch der radikalen Demokratie im Stadtstaat Basel, dessen Angestellter Nietzsche zwischen 1875 und 79 war, versah ihn mit dem nötigen Anschauungsmaterial. Seither steht es für ihn fest, dass der Wendepunkt zur grossen Weltgefahr eingetreten ist, nämlich für das Umsichgreifen von Zuständen, wie sie uns heute umgeben. Nietzsche hat seit dem Weggang von Basel diese Weltdekadenz in seither eingetretenen unheimlichen Zukunftsbildern vorausgeschaut. Daraus folgert er, die Europa bedrohende politische Gefahr kann nur beschworen werden durch den Geist eines schaffenden Gesetzgebers. In der Richtung, für das Abendland dieser Gesetzgeber als wahrhaftiger Denker selber zu werden, philosophiert er in den achtziger Jahren in und seit seinem Zarathustra. „Die Begrifflichkeit von Nietzsches politischem Denken ergibt sich“ (Jaspers S. 224) „aus dem Blick auf den schaffenden Ursprung in einer Bewegung gegen alles bloss Bestehende, nur Daseiende auf eine noch unbestimmte Zukunft hin. Der schaffende Gesetzgeber wird sie begründen“. Visionär klärt er die Anschauung der Tatsächlichkeiten, die ihn in der Zeitpolitik umgeben, ab, um der Zukunft ihre Aufgabe für die grosse Politik zu stellen. Darin erfüllt sich dann auch mit seiner letzten Schriftenfolge sein Schicksal als Philosoph. Manchem seiner Leser, darunter auch mir, erscheint „Jenseits von Gut und Böse“ als sein reifstes der späteren Werke, wer wissen will, was er mit Grosser Politik meint, soll dort lesen, was er unter dem „guten Europäer“ und der Zukunft Europas, das eins werden will, versteht. Dann kam noch jene enge Schlussfrist seines letzten Herbstes und Vierteljahres, wo sich eine zuckende politische Vision in die andere drängte, als er den europäischen Weltkrieg, den Deutschland verlieren werde, glaubte organisieren zu müssen und dabei damals schon ganz unwirklich gewordene politische Faktoren einschob, wie die einst regierenden Kurienkardinäle unter Pius dem Neunten. Da trat denn wieder das Missverständnis ein, in den metaphysisch verschwimmenden politischen Motiven für die Ausdeutung seines Lebensbildes die realen Ursachen des ausbrechenden Wahnsinns zu sehen.

Für diese Schlussperiode leistet uns Jaspers den grossen Dienst, dem scharfen, unerbittlich folgerichtigen Denker seine Rechte zu lassen und

die staatsmännischen Gipfelträume hervorwachsen zu lassen aus den Wurzeln seines längst vergangenen jugendlichen Denkens. Und gerade jene Auswüchse der Endzeit sind heute weiter als je davon entfernt, nicht auf die heute uns bedrohende politische Gefahr hinzuweisen, dass der Wille zur Macht in einem neuen Weltkrieg alle europäischen Möglichkeiten überwalzen will.

Als Nietzsche der Verteidigung der Moral den Abschied gab, als er darauf verzichtete, diesen Willen zur Macht pädagogisch auf eine systematische Durchsittlichung der Menschheit zu verwenden, da riss ihn sein gewaltiges Grundziel der Grossen Politik persönlich in den Abgrund. Er war sich bewusst, mit seiner Philosophie vom Willen zur Macht Europa den Weg zu der uns notwendigen Gesetzgebung gewiesen zu haben.

Das Verhalten Europas zum Denksystem Nietzsches sieht nach dem ersten Drittel des Jahrhunderts wie ein Verständnis dieser Aufforderung oder Einladung aus; Jaspers fasst diesen philosophischen Standpunkt dahin zusammen: „Wo Nietzsche vom Gesetzgeber seiner grossen Politik handelt, spricht er nicht vom tätigen Politiker, sondern vom Philosophen, — nicht von der bestimmten Politik irgend einer konkreten Situation, sondern von der weltgeschichtlichen Gesamtsituation des Zeitalters. Die Philosophen der Zukunft bestimmen erst als Gesetzgeber das Wohin und Wozu. Sie greifen mit schöpferischer Hand nach der Zukunft, sie wollen den Willen von Jahrtausenden auf neue Bahnen zwingen, grosse Wagnisse und Gesamtversuche von Zucht und Züchtung vorbereiten“. Allein der staatliche Zwang muss eine neue Freiwilligkeit darstellen“. Losgelöst von allen Banden leben die höchsten Menschen, und in den Herrschenden haben sie ihre Werkzeuge. Die stillsten Worte sind es, welche den Sturm bringen. Gedanken, die mit Taubenfüssen kommen, lenken die Welt. Unhörbar dreht sie sich“. (S. 243 f.)

Wir schliessen mit den notorischen Tatsachen unserer Zeitgeschichte: die heutigen Alleinherrscher unserer mitteleuropäischen Grossmächte sind überzeugte Nietzscheaner. Mussolini gesteht, er habe den Faschismus nur schaffen können, nachdem er bei Nietzsche gelernt habe, gefährlich zu leben. Der deutsche Reichskanzler Adolf Hitler erlaubte die Verbreitung einer Aufnahme von sich, die ihn darstellt, wie er im Nietzsche-Archiv zu Weimar ein Heft mit Originalzetteln des Meisters durchblättert. Und der französische Regierungspräsident, Léon Blum, war einer der frühesten Nietzscheschriftsteller mit seinem bedeutenden Buche von 1903 „En lisant Nietzsche“.

Aus den Fabeln Pestalozzis

Im Frühling dieses Jahres ist in St. Gallen ein Verein „Schweizer Bücherfreunde“ gegründet worden. Er beabsichtigt mit Hilfe einer Buchgemeinschaft eine schweizerische Bibliothek herauszugeben. Der schöne Vorsatz dabei ist: „das zu pflegen, was unseren Vorfahren das Leben auf dem schweizerischen Boden lebenswert, liebenswert und gross gemacht hat und es auch heute noch lebenswert und gross machen kann“. Frei von allen wirtschaftlichen, konfessionellen und politischen Bindungen, will diese Buchgemeinschaft, deren geistige Leitung Dr. Walter Muschg innehat, „dem Selbstbehauptungs- und Neugestaltungswillen unserer Heimat dienstbar sein“. Man möchte herzlich hoffen, dass diesem Unternehmen aller Erfolg zu teil werde, denn die Verteidigung des Schweizergeistes hat nur eine wirksame Waffe: die Leistung.

Das erste Buch, das die „Bücherfreunde“ vorlegen, beglaubigt ihre hohen kulturellen Absichten aufs schönste. Es ist eine Auswahl aus den Fabeln von Johann Heinrich Pestalozzi. Der Text stützt sich auf die grosse kritische Ausgabe von Buchenau, Spranger und Stettbacher. Druck und Ausstattung sind vortrefflich. Der Herausgeber, für die Auswahl mit dem richtigen Blick begabt, hat auf ein erläuterndes Vor- oder Nachwort verzichtet. Er mag sich gesagt haben, der Leser brauche keinen andern Schlüssel, als denjenigen, den ihm Pestalozzi selber gibt, indem er in der Vorrede bedeutet: „Wenn du nichts hinzudenkst, Leser, so wirst du die Einfalt der Figuren zu meinem ABC Buch unerträglich finden. Wenn aber deine Erfahrungen ähnliche Gefühle bei dir rege machen werden, mit denjenigen, die mich belehrten, da ich sie hinwarf, so wirst du ihre Einfalt lieben...“ Die Gefühle Pestalozzis aber, da er seine Fabeln und Gleichnisse hinwarf, waren aufs tiefste aufgewühlt von der herannahenden französischen Revolution. „Es war in den Tagen der annähernden französischen Revolution und in den ersten Spuren der Gefahren, die ihr Einfluss auf die Schweiz haben könnte, dass meine Volks-, Vaterlands- und Freiheitsliebe mich unwiderstehlich hinriss diese Bögen zu schreiben“. (Vorrede zu der Neuausgabe von 1823). Gewisse Hinweise auf Pestalozzis Stellung zur französischen Revolution sind in einer volkstümlichen Ausgabe der Fabeln nicht völlig entbehrlich. Ihr politischer Gehalt ist nur dann völlig verständlich, wenn man weiss, dass sie in letzter Stunde die tauben Regenten wie die verblendeten Freiheitsfreunde aufzurütteln suchten. — Pestalozzi wollte eine „ganze Philosophie der Staatskunst“ nicht durch nüchterne Deduktionen, sondern durch eine gefühlsnahe Bildhaftigkeit den Menschen näher ans Herz bringen. Die gegenwärtigen Zeiten sind jenen in denen Pestalozzi seine Fabeln geschrieben hat beklemmend ähnlich. Die Gültigkeit ihrer Lehren besteht heute wie damals. Aber die Menschen scheinen sich nun einmal nicht durch den sanften Zuspruch der Weisheit sondern nur durch den schneidenden Befehl der Not belehren lassen zu wollen.

W. M.

Der Berg und die Ebene

Der Berg sagte zur Ebene: „Ich bin höher als du“. „Kann sein, erwiderte die Ebene, „aber ich bin alles, und du bist nur eine Ausnahme von mir“. Der Teil wäre immer so gerne mehr als das Ganze; das Zufällige erhebt sich so gern über das Wesentliche; alles Gemeine spricht so gerne die Eigentümlichkeit des Vorzüglichen an.

Die Entstehung der Berge

Die Erde wundert sich einmal, wie die Berge sich auf ihr haben bilden können. Diese antworteten ihr: „Es geschah nur durch die Verhärtung dessen, was du schon selbst bist“.

Der veraltete Kuhfelsen

Die Zeit hatte den Felsen, unter welchem die Herde Jahrhunderte bei Sonnenschein und Regen sich schützte, mürbe gemacht. Jetzt fallen täglich Steine von ihm hinab auf die weidenden Stiere und Kühe, darum scheuen diese jetzt allgemein den ihnen ehemals lieblichen Ruheplatz. Aber der alte Hirt, der nur am linken Ohr hört und am rechten Auge blind ist, meint, die Herde sei von bösen Leuten verzaubert, und die Kühe und Stiere scheuen den ihnen ehemals so lieben Ruheplatz nur darum

Das Storchenland

Ein Reisender verirrte sich in ein abgelegenes Tal, darin er keine Stimme hörte als quakende Frösche; er konnte nicht weiter, alles war Sumpf. Doch ehe er zurückging, fragte er noch einen Frosch, warum hier zu Lande alles quake. — Der Frosch erwiderte: „Unser glückliches Land ist wie kein anderes, bis auf seine hintersten Winkel für unsern Dei organisiert“. — „Und wer ist denn euer Dei?“ fragte der Fremde. Der Frosch antwortete: „Der Storch“.

Der Löwe und seine Ratgeber

„Ich sehe ungern, dass man immer mehr Hunde in meinen Dienst nimmt — —“, also sagte ein Löwe, der seinem Ende nahte, zu seinem Vertrauten. Dieser wusste nicht, was er dem sterbenden Löwen antworten sollte; aber er fühlte tief im Herzen die drückende Wahrheit: „So wie die Löwen unbrauchbar werden, werden die Hunde unentbehrliche Tiere“.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Walther Meier
Redaktion u. Verlag: Fretz & Wasmuth A. G. Zürich, Akazienstr. 8, Tel. 45.855
Druck: Jak. Villiger & Cie., Wädenswil
